



Feuilleton

Nachdruck verboten

Osterfrühling in deutscher Dichtung.

Von M. Berlin.

Das Osterfest bringt uns die Gewissheit des erhofften und geahnten Frühlings, jener Auferstehungszeit der Natur, die — alljährlich neu — Millionen von Menschenherzen mit neuer Hoffnung, neuem Glauben und neuer Liebe durchdringt, wie die Knospen, die sich durch die sie umhüllenden Erde hervorbringen an das Licht der Sonne!

Seit allem Urbeginn schon war diese Zeit, da der Frühling sich leise zum Kommen anschleht, eine frohe, festliche Zeit! Die Auferstehung, das Erwachen der Natur aus ihrem Winterschlaf, war den Menschen schon frühe nahegetreten als eine, die höheren Mächten, von den Göttern ihnen gesendete Gabe. Und mit dem Dank für diese Gabe verband sich schon frühzeitig der Glaube an ein besseres, schöneres Leben, das Leben im Weltall in Gemeinschaft mit den segenspendenden Göttern.

Seit jenem Ostermorgen aber, da der Engel den Stein gewälzt hatte von der Thür des Grabes, in das sie den Leichnam gelegt hatten, seit jenem Tag, da er vom Tod erstanden — wieder bei den Jüngern erschien, durchzieht eine neue, lebensvolle Freudezeit die Welt. Unwandelbar und unverwundbar verknüpft sich mit der Gewissheit der alljährlichen Auferstehung der Natur der Glaube an die Auferstehung vom Tode an das einstige Leben im Jenseits.

Es lag den Deutschen, denen von altersher eine sinnige, die Natur und ihre Erscheinungen liebende Gemüthsart eigen war, nahe, dies in ihrem Denken und Fühlen zum Ausdruck zu bringen.

Mit Dankopfer und Festesfreude zunächst; mit steigender Kultur und Bildung auch im Singen, Sagen und Sichten. Und selbst wo der christliche Glaube von der Auferstehung noch nicht durchgebrungen oder wo er erschüttert ist, in den Liedern ist der Gedanke immer und immer wieder zu finden: neues Leben — neue Freude — neues Hoffen!

Es giebt wenige Menschen, die sich dem allgewaltigen wunderbaren Eindruck entziehen können, den das leise, allmählich erwachende Leben hervorbringt. Da wird oft über die zahllosen „Frühlingsdichter“ gelächelt. Das sollte nicht sein, denn meist ist's wirklich der Drang des Herzens, der neu zum Leben erwachenden Erde ein Lied zu singen.

Die neu erwachende Erde sagt so viel, besonders so viel des Trostes. Und dem Trost sind alle Menschenseelen gar leicht zugänglich.

Manches Herz, das bedrückt ist von Stummer und Sorge, manches Herz, das geküßt hat unter dem Druck winterlicher Kälte, richtet sich auf an dem trostreichen Wille von dem neu wiederkehrenden Leben.

„Das alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden“, so steht es über der knospenden, sich neu schmückenden Erde geschrieben — unsichtbar und doch lesbar. Glücklich dann der Mensch, der auch des Herzens Last abwerfen kann, wie die Natur den Winterschlaf abschüttelt, und neuen Muth und neue Kraft einathmet mit der lauen, lindenden Frühlingsluft, die Baum und Strauch zu neuem Reimen und Blühen bringt. Das alles sprechen unsere Osterfrühlingslieder aus, und solange die Erde steht und Menschen darauf den Frühling kommen sehen, solange werden wir auch Lieder haben vom Osterfest und Osterfreude. Wie frisch und kräftig, wie hegegewiß singt Emanuel Geibel in seinem Osterliede:

„Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlaf säumt,
In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
Gebannt ein weltes Dasein träumt;
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande,
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein;
Zerreiht, wie Simson, eure Bände,
Und wie der Adler sollt ihr sein.
Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,

Ihr trüben Augen, die vor Thränen
Ihr nicht, des Frühlings Blüthe seht;
Ihr Grübler, die ihr fern verloren
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn,
Wacht auf — die Welt ist neu geboren;
Hier ist ein Wunder — nehmt es an!

In einigen Strophen kündet Jos. Phil. Wölfler seine Osterfreude:

„O wunderbare Töne! O hoffnungsvoller Klang!
O lieblichglühende Weise! O siegestrunken' Sang!
Was noch die Sinne fesselt — das Herz beschwert, entflieht
Und durch die Seele zittert — ein wonnig' Osterlied!“

Und die Osterhoffnung ist's auch, die Frankl in seinem Liede schildert:

„Der Himmel blau — die Erde grün
Nach langen Wintertagen —
Du darfst, mein Herz, auch hoffnungsfroh
Die Aetherflügel schlagen.
So schwinde dich empor — empor
Als Lerche durch die Lüfte —
Sieh — offen ist des Himmels Thor
Und überblüht die Gräfte.“

Sehr wenig bekannt, über den modernen Dichtern fast in Vergessenheit gerathen, ist „Erstes Frühlingswehen“ von G. Ch. Dieffenbach, welches gleichwohl in seiner knappen, treffenden Weise einen Ehrenplatz unter den Osterliedern verdient:

„Aus langer Nacht — Aus Todesmacht,
Aus Wintersbanden — Erstanden — erstanden
Ist rings der Wald und die Flur.
Zum Himmel schaut selig die Kreatur,
Und Lieder erklingen weit und breit
Zum Lobe dem Herrn der Herrlichkeit.
Aus tiefer Noth — Aus eifrigem Tod
Aus Schmerzensbanden — Erstanden, erstanden!
Mein Herz, nun schwing' dich empor,
Stimm' jubelnd ein in den fröhlichen Chor;
Lob sei dir und Ehr' und Dank geweiht,
Du Gott der Gnade und Herrlichkeit!“

Immer wieder übereinstimmend der Naturfrühling mit dem Frühling des Herzens verglichen und das „Frühling soll's im Herzen werden“ zieht sich wie ein goldener Faden durch die alten und neuen Dichtungen unserer Muttersprache. Es „soll Frühling werden“.

Denn der Frühling des Osterfestes ist, besonders in Norddeutschland, nicht schon jenes reiche, tausendfältige Blühen und Duftens rings umher. Diesen vollständigen Frühling bringt erst ein zweites, liebliches Fest, das Pfingstfest, in heidnischer Zeit als Frühlingsfeier das froheste Fest des Jahres.

Wir haben in dem reichen Schatz unserer deutschen Literatur viel Lieder, Dichtungen, Worte, welche das aussprechen und gerade in der noch nicht ganz vollständig erfolgten Entfaltung der Natur jenes herrliche Frohgefühl finden von der Freude auf noch schönere Zeit und Erfüllung. Keine wunderbarer und tröstlicheren Worte aber, als sie uns Goethe gab mit seinem Osterpaziergang, wenn er Faust sagen läßt: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick. Im Thale grünet Hoffnungsglück.“ Er erinnert daran, daß der alte Winter aus seinem Bersteck heraus noch „ohnmächtige Schauer körnigen Eises“ sendet und tröstet „aber die Sonne duldet kein Weißes.“

Selbst Osterjähnechauer und Osterhagel können, wenn sie uns denn noch einmal als letzter Wintergruß erschrecken, nicht lange mehr weilen, die allmählich wärmere Strahlen sendende Sonne taut die Spuren bald hinweg. Goethe verlangt auch nicht den Mangel an Blumen, der sich zu Ostern noch fühlbar macht, doch weiß er darüber zu trösten:

„Doch an Blumen fehlt's im Revier —
Sie nimmt gepugte Menschen dafür.“

Osterjähnechauer und Osterhagel, die fallen auch heute noch lähmend und entmutigend auf manches Herz, welches schon bereit war, sich zu neuem frischen und fröhlichen Schaffen aufzurichten.

„In der Stille der Nacht da kommen sie her,
Gedanken, Gefühle und Sorgen schwer,
Gleich finstren Wolken ins stille Gemach —
Die alten Schmerzen — das alte Ach.“

(Maeht.)

Und doch ist es wieder die Osterfrühlings- und der Osterfrühlings mit seiner leuchtenden, zarten Schönheit, die solche Schmerzen nicht lange dulden will, die sie zerfließen läßt, wie den Schnee vor ihren Strahlen und hineinguleuchten versucht in tiefes Dunkel:

„So ist's denn wirklich wahr geworden?

Das starre Leid ist weggetaut?

Die Blumenkeimen allerorten

Und tausend Stimmen werden laut —

O Herz, du Zweifler sondergleichen,

Wie kannst du jetzt noch traurig sein?

Der ganze Himmel ist dein Eigen, —

Erstlebe dich nur und laß ihn ein!“

(Becker.)

Man sollte meinen, solche Worte, die sich in veränderter, mannigfaltiger Gestalt und Fassung durch die Poesie eines Volkes in vielen hundert Jahren ziehen, sind die Stimme dieses Volkes selbst.

Insonderheit die des deutschen Volkes, welches seine Poesie niemals etwa von anderen Völkern erlernt hat, wie ja echte und wahre Poesie nie erlernt werden kann.

Den Deutschen war die Poesie, die sie aus ihrer asiatischen Urheimath mitbrachten von jeher ein Geschenk der Götter, sie wurde mit dem Volke geboren, sie haben sie besessen, ehe sie sich Kultur- und Christenthum aneigneten. Ihr Leben, ihre Feste, ihr ganzes Sein war von altersher von Poesie durchdrungen. Und daher ist die Osterfrühlings-Poesie ein so altes, dem deutschen Volke so ureigenliches, unüberwindliches Eigenthum geworden.

Was sich die deutsche Volksseele, die ja stets mit der Poesie eng verbunden ist, einmal zu eigen gemacht hat, das bewahrt sie auch mit merkwürdiger Treue und vererbt es von Geschlecht zu Geschlecht.

In diesem Sinne sind die Dichtungen vom Osterfrühling und der Auferstehungsfreude, vom neuen Hoffen, Glauben und Lieben ein urdeutsches Element der Poesie. Es kommt dabei kaum auf die mehr oder weniger schöne Form dieser Poesie an.

Der Gedanke an sich ist höchste Poesie, und wenn nun noch ein urdeutscher Dichter, Emanuel Geibel, so herrliche Worte dazu findet, so sollten wir Deutschen stolz sein und stolz bleiben auf den Osterfrühlingsgesang unserer deutschen Poesie:

„Ihr sollt Euch all des Heiles freuen,
Das über Euch ergossen ward,
Es ist ein ewiges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Weh'n der Lüfte —
Jung wird das Alte, fern und nah —
Der Athem Gottes sprengt die Gräfte:
Wacht auf, der Ostertag ist da!“

Photographie

Telephon 3046.

Conrad H. Schiffer,

Für Confirmanden Vorzugspreise.

Nur Taunusstrasse 4, Partorro.

Palmengarten, Frankfurt a. M.

Große

Frühjahrs-Blumen-Ausstellung,

z. Zt.: Azalien, Amaryllis, Camellien, Blumen-zwiebel, Orchideen etc. 1978

Gardinen

englisch Tüll.
Spachtel.
Vitrages.

Große Auswahl.

J. HERTZ,

Langgasse 20.

Billige Preise.

NB. Vorjährige und Einzelfenster sind im Preis bedeutend ermässigt.



Feuilleton

Staubdruck verboten.

Sturm.

Skizzen von Georg Persch.

Nicht überraschend ist der Sturm gekommen, aber niemand dachte, daß er zu solcher Festigkeit anschwellen würde. Ein Himmel wälzt sich nachtschwarzes Gewölk gen Westen. Einmal ist auch das Meer, nur durchzogen von grellen weißen Wellen.

In langgestreckten Linien rollen die Wogen heran und weissen auf das unter dem wütenden Anprall ergritternde Schiff. Einmal steigt es aus dem Wellenthal heraus, um nach Sekunden wieder hinabgeschleudert zu werden.

Alle Reisende warten in den Salons und Kabinen auf das Ende des Unwetters. Nur wenige trohen ihm auf und lassen sich von dem Winde jaulen und von dem salzigen Wasser überschütten.

Während Schritten eilt ein junger Matrose über das Deck. Ihm können Sturm und Wetter nichts, er ist seit frühester Jugend mit ihnen vertraut.

Auf Wellen aufgewachsen, hatte er schon als kleiner Junge mit dem Vater und den älteren Brüdern aus Meer hinaus mühen und oft genug hatte man nur mit genauer Noth den schützenden Strand wieder erreicht.

Erst vor einem halben Jahre, als er sich auf hoher See befand, verspätet hatte, weil die blonde, blaueugige Karen gar so freundlich zu ihm gewesen, war's ihm schlimm ergangen.

Da fehlte nicht viel und er wäre niemals heimgekommen. Mit Ringelblumen war er am Ufer, als er mit zerfetztem Segel an Lande. Seine Kleider waren zerrissen, Blut rieselte ihm den Rücken herunter und Blut floss aus tiefen Handwunden.

Über sich war es ihm nicht gewesen, daß er so zur Unzeit vom Meer abgeleitet war.

Ob Karen wohl noch an ihn denkt? So wie er an sie — immer und immer?

Er hat ihr geschrieben und sie wird antworten, nur gedulden muß er sich.

Je zwei Monaten ist er wieder bei ihr. Dann wird er mit ihr und mit dem alten Broderfen sprechen und dann geht's auf die Navigationschule. Er wird fleißig lernen und sein Steuer- und Kommandanten machen und dann — ein glückliches Schicksal läßt über das braune Antlitz des Hallschmades, deutlich sieht er sich einen frischwangigen, blondhaarigen Mädchenkopf. — „Hallo!“

Der junge Mann taumelt, rutscht zurück und ehe er einen Fuß gefaßt, schlingt ihn eine Sturzwand gegen die Keeling.

Er verspürt einen stechenden Schmerz in der Brust, aber noch einmal versucht er sich anzuklammern. Wieder greifen seine Hände ins Meer.

Und plötzlich fühlt er sich emporgehoben und fortgetragen, mit weit fort.

In seinen Ohren saust und dröhnt es. Er weiß seine Augen sind fest geschlossen, aber er sieht trotzdem und sieht schärfer als je. Das ist Wellen, das sein Elternhaus und da sind auch Vater und Mutter! Und nun sitzt er bei dem alten Broderfen auf der Bank und hält Karens Hand in der seinen —

„Es gab keine Rettung für den armen Menschen“, erklärte der Kapitän den in gedrückter Stimmung lauschenden Passagieren, als bekannt wird, daß ein Mann der Besatzung über Bord geworfen worden sei. „Wir sahen auf der Kommandobrücke, wie er versank, ich ließ sofort stoppen und that, was in Menschenhänden stand, aber aus solcher See holt man keinen heraus! War ein braver und tüchtiger Junge! Thut mir aufrichtig leid um ihn!“

In dem bekannten Luftkurort herrschte heute eine trostlose Stimmung. Erst seit drei Tagen Regen, nichts als Regen und an diese abscheulichen Vogelböden!

Das Städtchen beginnt zu veröden. Die wenigen die im Ver- trauen auf die hoffnungsvollen Prognosen der Wirtin geblieben sind, vertreiben sich im Restaurant des Kurhauses die Zeit mit allerlei Kurzweil.

Einer der unermüdlichsten Whist- und Schachspieler ist der Medizinalrath Dr. Sorbig, ein rüstiger, lebhafter Sechsziger. Seine junge Frau, die er vor Jahresfrist nach langer Witwen- schaft heimgeführt, hat sich nicht überreden lassen, dem interessan- ten Turnier an den runden Spieltischen anzuschauen. Auch heute kam es die passionierte Fußgängerin ins Freie getrieben. Mochte der Himmel seine Schleusen öffnen, mochte der Sturm über die Hüden brausen — um so großartiger und erhebender war es dort oben!

Und so war sie den schmalen Pfad hinaufgeschritten, der zu dem beliebtesten Aussichtsturm führte.

Das Gredel war durchweicht und schlüpfrig, der Weg an vielen Stellen von abgebrochenen Ästen und entwurzelten Bäu- men verlegt.

Aber sie ließ sich nicht abschrecken und endlich war das Ziel erreicht.

Die Mühe wurde belohnt! Welch ein Schauspiel von der Plattform des Thurmes aus. Unter ihr der sich endlos dehnde Wald, von dem ein Haufen heraufstiege, so gewaltig und feier- lich, wie sie es noch nie vernommen.

Der Wind beugte die Äpfel, daß sie wie ein grünes Meer auf- und niederwogen. Er rüttelt auch an den Kleidern der jungen Frau und krampfhaft muß sie den leichten Sommerhut festhalten, damit er ihr nicht entfährt wird.

Bei einer Wendung bemerkte sie, daß sie nicht mehr allein ist.

Ein Herr steht drüben an der Brüstung und schaut gedanken- voll ins Weite. Aber nun wird er auch ihrer ansichtig, er grüßt und sie erkennt in ihm den Regierungsrath von Schacht, den Ab- geordneten aller turbedessenen jungen und alten Damen.

Die Begegnung legt sie in Verlegenheit, denn seit einiger Zeit glaubt sie wahrzunehmen, daß der Regierungsrath ihr den Hof macht. Aber schon hat sie ihre Sicherheit wiedererlangt und unbe- fangene geht sie auf das von ihm angeknüpfte Gespräch ein.

Er ist ein guter Beobachter. Eigenthümlichkeiten der Gegend, die ihr noch niemals aufgefallen sind, hat sein scharfer Blick er- kannt und festgehalten. Er weiß das Interesse der jungen Frau auch für mancherlei Farbentöne und als die Sonne kurz vor ihrem Untergang noch einen letzten Strahlenblick durch den dun- klen Waldesflur wirft, da wird er fast zum Poeten. Er schwärmt wie ein Jüngling!

Nun schreiten sie beide zu Thal. Dämmerung erfüllt allmählich die Lichtungen. Der Sturm schüttelt die Baumkronen, biegt die schlanken Tannen und tobt wie ein Wellensturm in dem sonst so stillen Forst.

Eine geraume Weile gehen sie wortlos nebeneinander her. Einmal hat er seiner Begleiterin die Hand geboten, als es ein Hinderniß zu übersteigen galt, sie hat die Hilfe fast unfreudlich zurückgewiesen.

Jetzt ist der Pfad ganz ungangbar. Herabstiehende Berg- wasser hat ihn in seiner vollen Breite überschwemmt, so daß trode- nen Fußes nicht hinüberzukommen ist.

Wieder reicht der Regierungsrath der jungen Frau die hel- fende Rechte.

Diesmal überlegt sie.

Aber noch ehe sie einen Entschluß gefaßt hat, umschlingt er sie mit beiden Armen und, bevor sie sich von ihrer Bestürzung er-holt, befindet sie sich wieder auf festem Boden.

Ihre Wangen bedeckt eine glühende Röthe. Sie will seinem Blick ausweichen, aber wie durch Zauberkraft angesogen finden sich ihre Augen und senken sich tief ineinander.

Ungeheim tritt er auf sie zu und preßt sie an sich. Doch als er sie küssen will, reißt sie sich los und flieht, flieht unaufhaltbar. Er sieht ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwunden ist. Dann folgt er ihr langsam.

In dem kleinen Weberdorfe mitten im Gebirge hat der Generalstabsarzt Hunger sein Stützquartier aufgeschlagen. Seit Wochen flattert seine graue Standarte im Wintersturm und mit Augen voll Jammer und Verzweiflung sehen die Leute zu dem schrecklichen Wehrzeichen empor.

Will denn noch immer der Frühling nicht kommen, der den unbarmherzigen Feind verjagt?

Keine Arbeit, keinen Verdienst, kein Brot! Die Wangen sind schmal und blaß, die Glieder matt und ungelent geworden.

Fester im Ofen kennt man schon lange nicht mehr und weder Fenster noch Thüren schließen so dicht, daß sie dem Frost den Ein- gang verwehren. Sogar den Schnee treibt der Nord durch die Fugen ins Innere.

Am traurigsten gehts in dem häßlichen Häuschen des We- bers Gröttner her. Da fehlt es bereits am nöthigsten, bevor noch der Winter kam.

Die Frau hatte während des ganzen Sommers gekränkelt und als sie endlich kurirt war, fiels dem 12jährigen Mariachen ein, sich aufs Krankenlager zu strecken, von dem sie nicht wieder auf- stehen sollte.

Ihr konnte der Hunger nichts mehr anhaben, aber die vier Kleinen, die noch übrig waren, wollten durchaus satt zu essen haben.

Gröttner hatte bei der Garde gedient, er war ein schmuder Kerl gewesen. Heute, wo er die Bierzig noch nicht überschritten, glück er einem Jüngling. Der einst noch so grade Rücken war jetzt krumm und die früher hochgewölbte Brust eingesenken und Haar und Bart ergaun.

Seit seiner Verheirathung hatte ihn ja die Sorge nicht mehr aus den knöchigen Fingern gelassen.

Zimmer wollte der karge Lohn nicht reichen. Er war hartam, er gönnte sich außer seiner Pfeife Tabak nur einen Schoppen Bier am Sonntag und die Frau darbt, daß es ihm oft das Herz zer- schneit. Trotzdem langte es nicht. Das lag wohl an den Kindern — nein, er wollte sich nicht verflüchten.

Nun mußte das Elend aber ein Ende nehmen. Er konnte es nicht mehr mit ansehen. So unthätig sein zu müssen, wo er nach Arbeit schrie, wo er am liebsten Tag und Nacht am Webstuhl ge- sessen und sich todtgeschüttet hätte!

Bot sich mal eine Gelegenheit, so rissen sich gleich Dutzende darum. Jeder wollte einen Auftrag erwischen und wars auch nur eine Kleinigkeit.

Neulich hatte er beinahe Glück gehabt. Weinapfel! Der Fiesli kam ihm zuvor. Der Fiesli hatte ihm schon einmal ein gutes Stück Arbeit weggeschmuggelt. Er hatte ihn darum.

In Zukunft wollte er schon besser aufpassen und rücksichtslo- ser sein, die anderen zur Seite stoßen, niedertritten, wenn's sein mußte. Zu allem war er entschlossen.

Der Landbriefträger, den er gegen Abend bei einem Gang durchs Dorf traf, rief ihm im Vorübergehen zu, daß drüben in Bruckheim, „was los“ sei, mit anderen Worten, daß in dem drei Wegstunden entfernten Orte Beschäftigung zu haben sei.

Gröttner packte zusammen, als er es vernahm. „Nur keinem anderen davon sagen!“ wollte er den Beamten kitzeln, aber er schämt sich und ließ es bei einem Dank bewenden. Heute war es zu spät nach Bruckheim zu gehen, aber morgen, vor Tagesanbruch, wollte er den Marsch antreten, so früh, daß er als Erster eintreffen mußte. Und seinen Platz als Erster wollte er behaupten — das gelobte er sich.

Vor fünf Uhr Morgens ist er schon unterwegs. Ein heftiges Schneetreiben steht ihm entgegen. Von Zeit zu Zeit regt der Sturm dicke weiße Massen von den Berggruppen herunter, die ihm fast den Athem benehmen.

Gröttner kämpft sich vorwärts. Er kennt das Gebirge. Zahllose Male ist er im Winter an diesen Abhängen entlang gepilgert und noch ärgeres Unwetter hat ihn nicht geschreckt. Nur gut, daß der Mond die Straße beleuchtete. Freilich, müde darf er nicht werden, sich ausruhen wollen und niederlegen — das möchte einen schlimmen Ausgang nehmen!

Und der Erste muß er sein, der Erste! Der Gedanke beschleunigt seine Schritte. Aber an einer vorspringenden Felskante stürzt er und bleibt liegen.

Da hat sich ein dunkler Körper, wie schupfend, gegen das Gestein gedrückt. Es ist ein Mensch in halb liegender, halb knieen- der Stellung.

Gröttner versucht den Erstarrten aufzurichten. Es gelingt, doch wie das Licht des Mondes auf das Gesicht des Unglücklichen fällt, prallt der Weber zurück.

„Fiesli!“

Also wieder hat ihm der Verhaßte zuvorkommen wollen! Und wenn's ihm geglied wäre, dann hätte er die anderen verachtet und sich für schlauer gehalten als sie alle, die mit leeren Händen zu- rück mußten.

Noch nie war Gröttner so erbittert über seinen Nachbar wie in diesem Augenblick. Es ist ihm eine ordentliche Befriedigung, daß hier einen Schuldigen die verdiente Strafe getroffen. Mag er liegen bleiben und zu Grunde gehen, wenn er nicht schon hin- über ist.

Und sicher ist er schon todt und geholfen kann ihm nicht wer- den — sonst, ja sonst —

Dem Weber fährt mancherlei durch den Sinn. Ein armer Schlucker ist der Fiesli schließlich auch. Nur! aus Schadenfreude, um den anderen einen Rössen zu spielen, hat er sich nicht so früh nach Bruckheim aufgemacht. Auch er will denen daheim die hungrigen Mäuler stopfen, will —

Aber was kümmert's ihn? Weiter!

Gröttner will seinen Weg fortsetzen, er kommt aber nicht vom Fleck.

Er schilt sich einen einfältigen Narren und will vorüber. Unmöglich!

Mechanisch blickt er sich und fühlt nach dem Puls des Re- gungslosen, er nimmt Schnee und reibt ihm die Schläfe, entblößt die Brust und sucht die Herzthätigkeit wieder zu beleben.

Immer eifriger wird er, immer neue Mittel wendet er an und endlich stellen sich Anzeichen ein, die seiner Mühe Erfolg ver- sprechen.

Er denkt nicht mehr an Bruckheim, er weiß nur, daß er den Verunglückten ohne Säumen in Obhut und Pflege bringen muß. Ja, das muß er!

Und so hebt er ihn auf und trägt ihn zurück in das heimath- liche Dorf.

Geschlechtsleiden

Speziell bacilläre, veraltete Fälle behandelt unter Berücksichtigung. 4860
H. Florack, Mainz, Dintere Straße 5, nahe Bahnhof.

Grosser Räumungsverkauf

vom 21. Februar bis 1. April

wegen Geschäfts-Übergabe an meinen Sohn Bruno Schwarz mit 10% RABATT

welcher an der Kasse in Abzug gebracht wird.

Besonders günstige Gelegenheit zur Confirmation:

Schwarze und weisse Stoffe, sowie Leibwäsche.

Die bereits eingetroffenen Frühjahrs-Neuheiten unterstehen demselben ebenfalls, wodurch die günstigste Gelegenheit geboten ist, nur gute Qualitäten in grösster Auswahl zu den vortheilhaftesten Preisen zu kaufen.

Gardinen- und Rouleauxstoffe.

A. Schwarz, Marktstrasse 21, Ecke Metzgergasse.

Zur bevorstehenden Confirmationzeit bringe meine Specialitäten:

In- und ausl. Schmuck- und feine Lederwaren

in bekannter Güte und billigsten Preisen in empfehlende Erinnerung.

Speziell empfehle:

Gold-Ringe, 333 und 585. — Stöcke mit Silbergriffen, 800 gestempelt, silber, Tafel-Bestecke, Serviettbänder, Becher, Bonbonnières, Cigaretten-Etuis, complete Damen- u. Herren-Chatelaines etc., sowie feine Lederwaren mit und ohne Beschläge u. a. w. 7168

Hotel Nassauer Hof. Ferdinand Mackeldey, Eingang Wilhelmstr. 48.

Bitte meine Anzeigen und Preise zu beachten.

Gesangbücher

von M. 1.10 an, Goldschnitt von M. 1.80 an. 6438 Namen-Einband gratis.

Rob. Schwab,

Faulbrunnstraße 12.

Blutreinigungskuren

Sind im Frühjahr am Erfolgreichsten und sollte man zu diesem Zweck nur allein meinen seit Jahren vorzügl. bewährten und von bestem Erfolg gekrönten Blutreinigungsthee verwenden. Nur echt, zu beziehen durch

Kneipp-Haus, nur 59 Rheinstraße 59.



Nr. 68.

(2. Beilage)

Sonntag, den 20. März.

1904

Unser Einziger.

Roman von Th. Schmidt.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Wenige Tage darauf schloß Sedels die müden Augen für immer. Das Krüppelchen sah lange Stunden an seinem Sterbelager und weinte herzzerbrechend. Nun stand sie allein da in der Welt, die so kalt und egoistisch gefunden hatte ihr lebelang. Neben Lischen trauerte auch die Wiesetische Familie um den braven alten Man, sie hatten ihn alle lieb gewonnen, den schlichten, nimmerrastenden Mann mit dem guten ehrlichen Menschenherzen. Der Rentner übernahm aus Pietät gegen den „alten Herrn“, wie er Sedels immer nannte, die ganze Gärtnereianlage des Verstorbenen und zahlte Lischen dafür einen realen Preis. Er wollte nicht, daß das, was der brave Alte in seinem bescheidenen Treib- und Gewächshause herangezogen und gehegt und gepflegt hatte, für einen Spottpreis verkauft würde.

Lischen mietete sich bald nach der Beerdigung des Vaters bei einer bekannten Gärtnerfamilie in der Stadt eine Stube und Schlafkammer. Die Familie empfing das kluge und geschickte Mädchen mit offenen Armen. Das vom Vater hinterlassene Vermögen übergab sie Bernstorff zur Verwaltung. Was sie für sich gebrauchte, verdiente sie mit der Anfertigung von Kränzen und anderen leichteren Arbeiten bei dem Gärtner. Ihr Leben gestaltete sich fortan freundlich und sonnig.

Mit Spannung warteten Lischen und Bernstorffs sodann auf die Ankunft des jahrelang Verschollenen. Aber Max Sedels lehrte nicht zurück und schrieb auch nicht.

Da in dieser Zeit — es war im Anfang des Winters und die Novemberstürme brauften durch die deutschen Lande — die Zeitungen viel von untergegangenen Schiffen berichteten, so war es nicht unwahrscheinlich, daß Sedels mit einem jener Schiffe in den Fluthen des Meeres begraben ward.

Vielleicht ist es so besser für uns, dachte Bernstorff. Wer sich als einzelner Mann nach fünf Jahren in dem freien Amerika, wo keine Vorurtheile und Standesrückichten die Ausübung eines Berufes hindern, noch keine feste Existenz begründet hatte, der würde es auch in Deutschland wohl kaum noch zu etwas bringen.

Frau Lisa gab zwar die Hoffnung auf die Rückkehr ihres Mannes noch nicht auf, denn sie wünschte sehnlichst, daß er seinen prächtigen Jungen, der dem Vater so ähnlich war, sehen und daß der Besitz desselben sowie ihre Verzeihung und Liebe ihn nunmehr zu allem Guten anspornen möge; als aber fast ein halbes Jahr verfloß und keine Kunde von dem Verschollenen zu ihr drang, da erzählte sie dem nach seinem Vater fragenden Knaben oft mit feuchten Augen von dem „lieben Papa, der zu ihnen übers Meer habe reisen wollen, aber mit dem Schiff untergegangen sei.“

Wohl der Vertrauensseligen! Wohl auch den Uebrigen, denen der Flüchtling so schweren Kummer einst bereitet hatte. Ein gütiges Geschick bewahrte sie alle davor, daß ihr Wunsch des Wiedersehens in Erfüllung ging. Was einst Bernstorff im Born über die Zukunft seines Schwiegersohnes prophezeite, sollte sich leider fast buchstäblich erfüllen.

Frau Dora, die Schwägerin Lottens, war einige Wochen nach der Verlobung ihres Bruders gestorben. Der Tod dieser

einzigsten wahren Freundin erschütterte Lotte so tief, daß ihr Verlobter und ihre Mutter sie zuletzt mit Gewalt vom Sterbelager derselben hinwegführen mußte.

Um eine Trennung der Liebenden, die aus Gründen des äußeren Wohlstandes unter solchen Verhältnissen hätte geschehen müssen, zu verhindern, blieb die Frau Konsul im Hause Mertens und übernahm auf Wunsch des Hausherrn und seiner Braut die Leitung des Hauswesens.

Lotte war glücklich, unter den Augen der Mutter sich auf ihren Beruf als Hausfrau vorbereiten zu können. Mertens aber sah bald ein, daß die Frau Konsul nicht allein eine seltene tüchtige Hausfrau war, sondern daß sie alle seine Leute vom Arbeiter bis zum Profuristen mit ihrem lebenswürdigen Wesen bezauberte.

„Unser Genius“, nannte er sie Lotte gegenüber, oder auch wohl „die Perle aus Hannoverland“. Und wenn Lotte ihn, innerlich erfreut und stolz über sein sonst so seltenes „Lob der Schwiegermutter“ scheinbar schmolend und eifersüchtig am Bart zupfte, weil er seine Liebe und Verehrung doch nicht gut der Mutter und Tochter zugleich darbringen könne, dann schloß er ihr den Mund mit einem Kusse und sagte: „Es mag sein, daß ich Deine Mutter mit den Augen des glücklichen Bräutigams ihrer heiligen Tochter messe, aber auch Menschen, die dieses Glück nicht genießen, sprechen nur mit höchster Achtung und Bewunderung von ihr. Diese Milde in der Gesinnung und Klarheit der Gedanken, verbunden mit einem Maß von Pflichtgefühl und Schaffensfreudigkeit, wie ich das noch nie bei einer Frau beobachtet konnte, erheben sie hoch über alle Frauen, die ich bislang kennen gelernt habe. Wenn ich früher meiner Schwester gegenüber Deine schönen Tugenden pries, dann weiß ich jetzt, von wem Du diese Tugenden geerbt hast. Frag nur mal den alten Hilbrecht, wie der über Deine Mutter denkt, und der ist ein großer Menschenkenner; oder beobachte jetzt nur die Arbeiter in der Fabrik, seitdem Deine Mutter dort so oft verweilt und sich nach ihren Familienverhältnissen erkundigt, hier einen Rath ertheilend, dort ihre Hülfe anbietend oder wenn sie ganz in der Stille zu den Kranken in den Familien unserer Arbeiter geht und dort nicht etwa bloß schöne Trostesworte feilbietet, sondern auch mit zugreift, wenn nöthig ist, dann hast Du des Räthfels Lösung, weshalb jetzt der Geist des Vertrauens zwischen der Fabrik und diesem Hause und die Achtung von Mensch zu Mensch, die sonst leider fehlte, mehr und mehr die Herrschaft gewinnt.“ „Ich habe stets darauf gehalten“, sagte sie neulich, „daß alle, die in meinen Diensten stehen, als zu meiner Familie gehörig angesehen werden und daß wir Freude und Leid gemeinsam zu theilen haben. Ich habe gefunden, daß diese schöne patriarchalische Auffassung des Verhältnisses von Herr und Diener mich vor vielem Ärger und manchen Annehmlichkeiten, wie man sie sonst oft in den Häusern beobachtet, bewahrt hat.“

Lotte nickte lebhaft. „Ja, meine Mutter versteht es, mit Untergebenen umzugehen; sie hatte immer die besten Diensthoten, ich wüßte nicht, daß jemals ein Mädchen anders geküßigt hätte, als wenn es sich verheirathete, und auch später noch kamen alle

immer zu ihr und hatten sich Muth und meine Mutter bald immer, denn das bezeugte ihr stets Freunde. Ich will danach streben, ihr zu gleichen."

Mit diesem guten Vorsatz trat Lotte nach etwa einem halben Jahre in die Ehe und sie war ihrem Manne, der sie auf den Händen trug, eine pflichtgetreue und in Liebe ergebene Lebensgefährtin.

Die Frau Konsul wollte nach der Hochzeit wieder nach Hannover zurückkehren, da "Alt und Jung nicht zusammenpakt", wie sie sagte, aber Mertens litt das nicht. Er und Lotte baten sie so lange, bis sie sich endlich zum Bleiben entschied. Die Frau Konsul übernahm nunmehr die Erziehung von Klein-Dora. Mertens ließ ihr oben in dem großen etwas öden Hause mehrere Zimmer ganz nach ihrem Geschmack einrichten und hatte es nicht zu bereuen, daß er die sonst meist mit Unrecht verschrieene "Schwiegermutter" in seiner unmittelbaren Nähe duldete.

Herr von Gleichen, dem die Frau Konsul die Verlobung ihrer Tochter mit Mertens und ihre vergebliche Reise in seinem Interesse in einem längeren Briefe mitgetheilt hatte, verlobte sich nach einem Jahre mit der einzigen Tochter Kauer's. Er unterhielt noch längere Zeit einen brieflichen Verkehr mit der ihm mütterlich wohlwollend gesinnten Frau Konsul; aus seinen Briefen ging hervor, daß er sehr glücklich verheirathet war.

Fritz Reuter, der frühere Offizier, war in Brasilien schon längst "über den Rubikon" hinüber. Sein reicher Nachbar hatte die Reuter'sche Plantage mit der seitigen zu einer Miesenbesitzung verschmolzen und dem strebsamen jungen deutschen Farmer seine einzige Tochter zur Frau gegeben. Dadurch war Fritz Reuter, der als Leiter der großen Pflanzung und einstiger Erbe derselben galt, einer der reichsten und angesehensten Männer in Santos geworden. Im nächsten Sommer wollte er mit seiner jungen Frau eine Reise nach Deutschland unternehmen. Wie er schrieb, hatte er Sehnsucht nach der Mutter und Schwester. Die Frau Konsul war glücklich über diesen Entschluß des Sohnes; sie dankte Gott oft im Stillen, daß er nach Jahren schwerer Prüfung sie noch das Glück schauen ließ, ihre Kinder mit dem ihm vom Schicksal beschiedenen Loos zufrieden und glücklich zu wissen. In dem Maße, wie man Mertens in der Gesellschaft um seine liebreizende Frau beneidete, bewunderte man die immer noch hübsche Mutter dieser in den Bestrebungen, in ihrer Umgebung Gutes zu thun und zu stiften.

"Mensch, wo hast Du diese beiden reizenden Frauen kennen gelernt?" so fragte ihn einmal jemand im vertrauten Freundeskreise nach einer Geburtstagsfeier.

Da erzählte Mertens den gespannt Zuhörenden das Abenteuer in Kauer's Laden, worauf jenen die beiden Damen noch um vieles interessanter erschienen.

"Du Glückspilz!" rief ein Bewunderer Lottens.

"Ganz wie in einem Roman", sagte ein Freund, ein junger Schriftsteller, der gerade um einen passenden Stoff verlegen war.

"So schreib doch einen Roman darüber", meinte ein anderer.

"Wenn Freund Mertens es mir erlaubt, gewiß, gern", bemerkte der Schriftsteller.

"Ich erlaube es Dir, aber nur unter der Bedingung, daß Du —"

"Die Namen änderst", fiel der Federheld ein. — "Selbstverständlich!"

So waren sie, die das Schicksal so wunderbare Wege zur Vereinigung ihrer Herzen geführt hatte, denn schon über ein Jahr Mann und Frau in überaus glücklicher Ehe und Lotte vergaß bald die trüben Jahre der Vergangenheit, als eines Tages ein armer Reisender im Hause des jungen Paares um ein wenig Mittagbrod vorsprach.

Der Mann hatte zweifellos am Thorpfeiler das geheime Zeichen der "armen Reisenden", ein vier/ichiges Rad, bemerkt, was in der "Kundensprache" soviel bedeutet wie: "Hier giebt's Mittagessen."

Es war ein Sonntag Nachmittag. Die junge Hausfrau befand sich gerade in der Wohnung ihrer Mutter und kleidete sich zu einem Wohlthätigkeitskonzert an, und das Mädchen hatte seinen freien Sonntag. Nur Mertens sah noch, eine Cigarre rauchend, vorn im Wohnzimmer und las. Draußen lag fußhoher Schnee und ein kalter Ostwind blies durch die Straßen der Stadt.

Der arme Reisende sah erbärmlich aus, er zitterte vor Frost; um seine große hagere Figur hing ein alter schäbiger, brauner Winterüberzieher wie um eine Vogelscheuche; aus seinem hageren Gesicht sprach nur zu deutlich das Elend der Landstraße, — freilich, wohl nur das selbstverschuldet, denn die Nase des Menschen schillerte verächtlich blauröth und der Blick aus den dunklen Augen war stier und geistlos wie bei einem Alkoholiker im letzten Stadium. Sein nicht unschöner Kopf war kahl, der starke dunkle Schnurr- und Backenbart struppig und unaepflegt. Aus seinem

Antlitze, in dem eine Narbe vom Nasenbein bis unter das linke Auge lief, die an einen stubentischen Schuß erinnerte, sah man unschwer eine wüste Vergangenheit des Mannes.

Trotzdem er einen notorischen Säufer vor sich hatte, fühlte Mertens doch Mitleid mit dem Menschen; denn es lag in dessen Haltung ein Etwas, das dem echten "Kneubrunder" nicht eigen zu sein pflegt: Die Schen, aus Noth um ein Almosen oder ein Stück Brod betteln zu müssen.

Mertens forderte des Mannes Papiere. Dieselben lauteten auf den Namen "van Geerds, Schiffschmied, gebürtig aus Wesel". Darauf ließ er sich mit ihm in ein Gespräch über woher und wohin ein. Bei Mertens regte sich das Mitleid mit dem Menschen.

"Kommen Sie mit in die Küche, will mal sehen, was noch übrig geblieben ist vom Mittagessen", sagte er.

Der Fremde folgte Mertens in die Küche, die angenehm erwärmt war; er setzte sich auf des Hausherrn Aufforderung am Tische nieder und betrachtete darauf mit lusternen Blicken die Speisereife, die Mertens aus der Speisekammer neben der Küche heranzuholte und auf dem entzündeten Gasherd zu erwärmen begann. Ein großes Stück Braten, eine Pfanne mit erwärmten Kartoffeln, ein ziemlicher Rest Konserven, Erbsen und eine Schüssel mit Pudding stand bald vor dem armen Reisenden und dieser fiel mit wahren Heißhunger über die Reste her.

"Sie haben wohl in den letzten Tagen kein warmes Essen mehr genossen?" fragte Mertens, der staunend zusah, wie der Mann mit den Speisereifen, an denen eine mehrköpfige Familie sich noch hätte satt essen können, in unglaublich kurzer Zeit aufräumte.

"Schon in acht Tagen nicht mehr", stieß der Fremde, eifrig essend hervor.

Mertens sah ein, daß der Fremde von dem ihm vorgelegten Speisereifen nicht satt wurde. "Warten Sie, ich hole Ihnen noch mehr", sagte er. "Sie sollen sich wenigstens heute mal ordentlich satt essen."

Es machte Mertens sichtlich Freude, einen entsetzlich hungerigen Menschen einmal sich satt essen zu sehen. Zufrieden schmunzelnd eilte er nach vorn in das Wohnzimmer an den Eschschrank, aus dem er Brod, Käse, Kuchen und andere Federbissen für den ausgehungerten Handwerksburschen heranzutramte.

In diesem Augenblicke kamen leichte, eilige Damenfüßchen die Treppe hinab und tönend ins Wohnzimmer.

"Männchen, bist Du so hübsch genug? Ich sollte mich heute ja einmal besonders fein machen", fragte Mertens reizendes Frauchen.

Der junge Ehemann drehte sich nach seinem in großer Toilette erscheinenden hübschen Frauchen um und sah sie bewundernd an, dann zog er sie an sich. "Mein Herz, Du bist, wie immer, die Schönste und Beste von allen. Ist Mutter schon fertig? Wir müssen in einer Viertelstunde gehen."

"Mutter kommt bald, — aber weshalb räumst Du denn das Buffet aus, Wännchen?"

"Ach so ja, Herz, das muß ich Dir erzählen, ich spiele nämlich augenblicklich Koch und Kellner in einer Person. Da drinnen in der Küche sitzt ein entsetzlich ausgehungertes Mensch, ein Handwerksbursche, und räumt unter Deinen Speisereifen auf — oder richtiger, er ist schon damit fertig und ich serviere ihm im Moment den Nachtisch. Der Mann ist auf der Durchreise nach Hannover. Wie er mir erzählte, wohnen dort Verwandte, die er aufsuchen will."

"Aber weshalb rieffst Du mich denn nicht? Es ist ja längst alles kalt und abgestanden. Da sieht man's, ihr Herren versteht von solchen Dingen doch garnichts!"

"O, ich laun zur Noth auch am Herd fertig werden", gab Mertens lachend zurück: "Gabe alles gut aufgewärmt, wollte Euch oben nicht stören. Warte mal, kannst den armen Teufel hier durch die nach der Küche führende Oeffnung im Eschschrank bei seinem Diner à la carte beobachten."

Mertens öffnete leise und behutsam eine Thür im Aufschub des Eschranks, durch die von der Küche aus die Speisen direkt in das Wohnzimmer gereicht werden konnten und trat zurück, um Lotte Platz vor dem Schrank zu machen.

Ahnungslos trat die geschmückte Frau leise an die Oeffnung, durch die man einen Theil der Küche übersehen konnte, und sah neugierig auf den Fremden am Tische, der gerade die letzten Reste des halben Puddings mit einem kleinen Löffel eifrig verzehrte und nicht merkte, daß sich zwei schöne Frauenaugen in starrem Schreck auf sein verlebtes Antlitz richteten.

Lotte hatte nur einige Sekunden hingesehen zu dem ahnungslosen Fremden, als plötzlich die kleine Thür im Buffet, die ihre Hand gefaßt hielt, mit lautem Schall auflog und sie jäh erschreckt zurücktaumelnd ausrief:

"Vari, was bedeutet das? — Das — das ist ja der schreckliche Mensch, dem ich all mein Unglück verdanke!"

„Aber, Herz, was ist Dir?“ rief Mertens, Lotte stehend.

„Karl, — begreift Du's nicht, wer der Mann dort in der Küche ist? Es ist Sedels, Max Sedels, der frühere Architekt, der Mann, der — ach, Du weißt es ja, wieviel Thränen wegen des ehrlosen Menschen vor Jahren in Hannover geflossen sind und vielleicht noch heute seinetwegen vergossen werden. Ich erkenne ihn an den Augen und der Narbe im Gesicht wieder. Schrecklich, wie der Mensch heruntergekommen ist! Und hier in unser friedliches Haus drang er ein, an unserm Tisch sitzt er und stillt seinen Hunger! Karl, schicke ihn, bitte, fort, gib ihm Geld — ich mag ihn nicht sehen. — Er weiß gewiß, daß ich Deine Frau bin, und wird mich und Dich verhöhnen und tranken wollen.“

„Das ist ja höchst interessant“, bemerkte Mertens. „Also unter falschem Namen reist er auch. Nun, seinem wahren Namen hat er gewiß Schande genug gemacht. Doch, Herz, er ist ein Mensch, ein schrecklich hungriger und frierer Mensch und solchem gilt unser Mitleid. — Beruhige Dich, Schatz, wenn es wirklich derjenige ist, der Dein kleines unerfahrenes Backfischherz einst in helle Aufregung versetzte, dann hast Du nichts mehr von ihm zu fürchten. Er hat keine Ahnung davon, wo er sich befindet und daß Du nur durch eine Wand von ihm getrennt bist. Dieser entnervte, zerlumpte Mensch drüben kann Dir und mir wirklich nicht mehr schaden. Ich sehe in dem Erscheinen desselben hier in unserem Hause wiederum nur die Hand des Höchsten: Dir sollte Genußthuung werden für alle Seelenpein, die der Mensch Dir verursacht hat. An all Deinem Unglück war Sedels schuld, sagst Du, das ist doch nur zur Hälfte richtig. Ueberleg mal, Herz, er hat denn unser Glück ungewollt und unbewußt gefördert?“

Lotte hing sich an ihres Mannes Hals und sah mit seligem Lächeln zu dem gutherzigen stattlichen Gatten auf. Mertens küßte sein kleines vor Erregung zitterndes Weibchen innig.

„Siehst Du, jetzt denkst Du schon anders über die Vergangenheit, denn sie öffnete Dir und mir doch den Weg zum Glück und führte jenen tiefgefunkenen Mann drüben, wie er es verdiente, in sein Verderben. Komm, tritt zurück, damit er Dich nicht sieht, ich will ihm noch Brot und Käse durch die Oeffnung zuschieben, ich bin ihm ja zu besonderem Dank verbunden, ohne ihn wären wir nie ein glückliches Paar geworden; siehst Du, das jetzt ein, Herz?“

Die junge Frau nickte und griff dabei in die Tasche nach ihrer Börse. Aller Haß, den sie durch all die Jahre gegen Sedels genährt hatte, verschwand bei den versöhnend klingenden Worten ihres Mannes aus ihrem Herzen. Das, was ihr Gatte soeben als Ursache zu ihrem Glück bezeichnete, was ihr bislang noch nicht eingefallen; und doch lag der Gedanke so nahe, daß aus Sedels Untreue und ehrlosem Verhalten ihr erst das wahre Glück erblühte.

„Männer, Du hast recht, wie kurzsichtig wir Menschen doch sind. Komm, leg ihm dieses Bohnenmarkstück mit auf den Teller, dafür mag er sich ein Billet nach Hannover lösen“, sagte sie weich gestimmt. „Berathe ihm aber um Himmelswillen nicht, in welchem Hause er sich befindet.“

Darauf eilte sie nach oben zu ihrer Mutter und erzählte derselben aufgeregt die seltsame Begegnung mit dem Manne, denn ihr junges Herz einst in schwärmerischer Verehrung entgegengeschlagen hatte.

(Schluß folgt.)

An den Landmann.

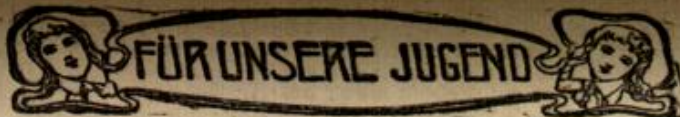
Schön ist's, wenn du den Acker säest,
So voller Hopen — Gottvertrauen.
O glaube mir, wenn du so schaffest,
So wirst du reiche Ernte schaun.

Wie freudig wird dein Auge bliden,
Wenn golden weht der Saaten Fluth,
Und trägt die Aehre tausend Früchte,
So denk', sie stand in Gottes Hut,

Viel besser ist's, du streust den Samen
Mit Beten, statt mit Fagen hin,
Denn aus dem Körnlein, dem guten
Es kann kein Unkraut draus erblühn.

Eppenheim i. L.

Johanna Gasser.



Heiß bringt Brot,
Kaltheit Not.

Die Eitelkeit frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittag mit dem Mangel und abends mit der Schande.

*

Prinz Fingerhuts Heerfahrt.

Ein Märchen.

Die tausende und abertausende von Gnomen, welche in den Schluchten und Klüften des Berges hausten, bilden keinen einzigen Staat, sondern es gibt dort, wie bei den Menschen, verschiedene Stämme oder Völker nebeneinander. Diejenigen, welche auf der Südseite des Berges wohnen, tragen die gelbe gelber Blumen umgestülpt als Helme auf dem Kopf, die Bewohner des Nordens dagegen blaue Blumen. So kommt es, daß jene kurzweg die „Gelben“, diese die „Blauen“ genannt werden. Außerdem gibt es noch eine Anzahl anderer Stämme, doch kommen die genannten am meisten in Betracht. Die verschiedenen Gnomenvölker standen untereinander meistens auf friedfertigem Fuß; selten nur kamen Streitpunkte vor.

Dieses nachbarlich-schöne Verhältnis ist aber vor kurzem einmal unerwarteterweise gestört worden. Entzweiung und Krieg traten bei den Gnomen ein, ein Kampf erfolgte, wie er seit Menschengedenken bei den stillen Gnomenvölkern noch niemals vorgekommen war, und die Weltgeschichte wird noch lange Zeit von dem blutigen Zwist und seinem Anlaß zu erzählen haben. Wie es aber zu dem Streite kam, und wie er ausgefochten wurde, das wollen wir in dem Folgenden erzählen.

Es verbreitete sich eines Tages die Kunde, daß die Gelben ein Pulverfornlein in einem verlassenen Bergwerk aufgefunden hätten. Dieses große Ereignis brachte sämtliche Gnomenstämme des Berges in unbeschreibliche Aufregung. Man fürchtete nicht mit Unrecht, daß die Gelben im Besitz dieser furchtbaren Waffe — Pulver ist sonst bei den Gnomen ganz unbekannt — auf die anderen Stämme nun mit Hochmut herabsehen würden. Und so geschah es auch. Die Gelben behüteten das Pulverfornlein wie einen Schatz und erkannten wohl, welche Macht damit in ihre Hand gelegt worden war. Aber sie verwandten ihre nunmehrige Macht nicht zur Ausbreitung und zum Schutz des Rechtes, sondern verfielen in Stolz und Herrschsucht. Sie ließen den anderen Stämmen ihre Ueberlegenheit bitter genug fühlen, ja, sie verlangten zuletzt, an die Spitze aller Gnomenvölker gestellt zu werden und alle anderen Stämme mit Willkür zu beherrschen. Im andern Falle drohten sie, alle übrigen Gnomen mit ihrem Pulverfornlein über den Haufen zu schießen. Das herausfordernde Benehmen der Gelben hatte für die andern Stämme ausgedehnte Gegenrüstungen zur Folge, aber soviel die letzteren auch rüsten mochten, mit dem Pulverfornlein der Gelben konnten sie es doch nicht aufnehmen.

Lange ließen sich die Gnomen den Druck und die Uebermacht der Gelben gefallen; endlich aber kam doch der Zeitpunkt, wo die Geduld der Stämme aufhörte. Sie beriefen eine große allgemeine Gnomerversammlung, einen „Tag“ der einzelnen, bedrückten Stämme, ein. Und zu diesem Tag erschienen Vertreter aller Stämme, ausgenommen der Gelben. In dieser Versammlung trat Prinz Fingerhut, der Häuptling der „Blauen“, als hauptsächlichster Redner auf. Er sprach etwa folgendermaßen: „Brüderliche Stämme! Wir alle fühlen tief, daß der Uebermut der Gelben gebrochen werden muß, denn so kann es nicht weitergehen! Es muß anders werden. In unserem Erwerb, in unserer Arbeit, in unserem Familienleben und in unserer Ehre werden wir unerhört geschädigt und gestört. Laßt uns denn alle Kräfte zusammenrassen, um einen Ausweg in dieser Gefahr zu suchen. Eine friedliche Lösung ist bei dem Auftreten und der Sinnesart der Gelben gänzlich ausgeschlossen. Es bleibt also leider nur der Krieg. Wir sind nun den Gelben gegenüber allerdings in großem Nachteil; die Gelben besitzen das furchtbare Pulverfornlein, die leidige Ursache des ganzen Zwistes, und wir vermögen ihnen nichts Ähnliches entgegenzusetzen. Indessen

verzagt nicht, brüderliche Stämme! Für Recht, Freiheit und Vaterland muß man alles einlegen. . . Kraft, Mut und Leben, und wir Gnommen haben uns von jeher als echte Soldaten bewährt. Darum ist unsere Brust von hohem Gefühl der Tapferkeit und der Hoffnung geschwellt! Ziehen wir in den Krieg! Lieber ein Tod in Ehr', als ein Leben ohne Ehr'! Den Gelben Verderben! Der blauen Fahne, um die wir uns scharen, ein lautes Heil! Heil! Heil!" Diese männliche Rede des Prinzen Fingerhut wurde von der Versammlung mit allgemeinem Beifallsruf aufgenommen; alle stimmten dem Redner bei, und der Krieg gegen die selbstsüchtigen Gelben wurde beschlossen. Alsofort schickte man Boten aus, welche von den Berghöhen herab das Volk der Gnommen zum Kampfe riefen. Einen Boten aber schickte man zu den Gelben und ließ den Krieg anfragen. So tönte das Signal, welches die Herolde auf Blütenstengeln, die als Trompeten dienten, bliesen, durch das ganze Bergland.

Bis zur Nacht hatte sich das Heer der Blauen gesammelt, und dasselbe setzte sich sofort in Bewegung. Es war fürwahr eine malerischer, gewaltiger Heeresaufzug! Unendlich viele Gnommenregimenter rückten über die Bergabhänge; die Reiter saßen stolz und hoch auf großen Schnecken, welche ihre Fühlhörner drohend in die Höhe streckten, und als Waffen dienten Dornen und Tannennadeln. Die Garnische, mit denen die Gnommen ihre Brust beschildeten, waren aus Rinden gefertigt und mit Bast genäht. Allen voran ritt Prinz Fingerhut und trug neben dem Schwert eine lichte Sonnenblume, mit deren Strahlen er die nächtliche Landschaft und sein in musterhafter Ordnung aufziehendes Heer beleuchtete. So zog die Armee der Gnommen vorsichtig durch die Gründe des Berges.

(Fortsetzung in nächster Jugendnummer.)

Rätsel und Aufgaben.

1. Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 2 5, ein deutscher Dichter,
5 3 2 4 3 1, ein berühmter Chemiker,
1 2 3 1 2, ein Musikinstrument,
3 1 2 5, ein Säugetier.

'1088 'ad100 'big100 '100100

2. Anagramme für Lateiner.

- a. Distinguentum. — b. Cuculans, densias. — c. Kerdentum, sus brentia.

'uv el mutag 'huol 'un 'ut 'p 'd '100 'c —
'10 '100 '100 '100 '100 '100 '100 '100 '100 '100

3. Buchstabenrätsel.

- ABRGRUW,
ein berühmtes deutsches Schloß.
ABEILSTE
eine berühmte Frau, die drin lebte.
ACSTHCLH,
ein anderes Wort für Kampf.
AECEHINS
eine Stadt in Thüringen.
BCEHORTU
eine Buchenart.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Worte geben den Namen eines deutschen Flusses.

'10000 = '100000 '100000 '100000 '100000 '100000

4. Aus den Buchstaben

e, c, e, h, i, l, r, s

sind vier Wörter zu bilden. Das erste ist ein persönliches Fürwort; durch Hinzufügung eines Lautes erhält man den Namen eines bekannten Nahrungsmittels. Setzt man einen weiteren Buchstaben hinzu, so entsteht die Benennung eines Musikinstruments, und durch abermalige Hinzufügung eines Lautes erhält man die Bezeichnung eines Schupmittels, das zugleich der Eitelkeit dient.

'100000 '100000 '100000 '100000 '100000

Scherzfrage. Warum kann ein Rater kein Hausbesitzer sein?

'100000 '100000 '100000 '100000 '100000



Auflösungen aus voriger Nummer.

Citatenrätsel.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht was noch werden mag.

(U h l a n d.)

Nebst.

Schäue vorwärts, nicht zurück,
Neuer Muth ist Lebensglück.

Kölner Tageblatt

Amtliches Kreisblatt.

General-Anzeiger für Rheinland und Westfalen.

Auflage: ca. 30,000. — 41. Jahrgang.

Erscheint täglich 2 mal in 2-5 Bogen größten Zeitungsformats mit illustrirter und belletristischer Beilage.

Das „Kölner Tageblatt“ ist wegen seines reichhaltigen Inhaltes und billigen Preises — vierteljährlich Mk. 3.00 — die beliebteste und verbreitetste Zeitung in den beiden westlichen Provinzen.

Insertions-Organ ersten Ranges.

Insertionspreis: 25 Pfg. pro Annoncenzeile;
75 „ „ Reclamezeile;

bei Wiederholung entsprechender Rabatt.

Prospecte werden der ganzen Auflage zum Preise von Mark 120 beigelegt.

Probenummern gratis und franco.

Köln a. Rh. Stolkasse 27.

Expedition des „Kölner Tageblatt“.

Verlag der Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. Diez und Baum'sche Druckerei und Langen'sche Druckerei.

1288

Tapissier-Manufactur

Johanna Becker,

Friedrichstr. 40.

7161

Special-Geschäft für Handarbeiten.

Hohenlohe'sche Suppentafeln

mit concentr. Fleischbrühe rasch kochend,
delikat, ausgiebig.

Nur mit Wasser zu kochen. 40 Sorten.

In der sparsamen Küche sehr beliebt.

Bruchleidende.

Empfehle meine patentirten und diplomirten Heilbruchbänder Bitte, seht Euch die neuen Muster an.

6886

John Weibler, Wiesbaden,

D. Reichspatent Nr. 150739. Richstraße 2, 3.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

~ ~ Nicht los zu werden. ~ ~

1.



Maler: „Nun machen Sie aber, daß Sie raus kommen, ich habe Ihnen schon tausend Mal gesagt, ich brauche kein männliches Modell, ich male nur elegante Frauen!“

~ ~ Acceptabler Vorschlag. ~ ~

— Der Staatsanwalt hat zweihundert Mark Geldstrafe beantragt.

Angeklagter (leise zum Verteidiger): „Geben Sie sich Mühe, Herr Doktor . . . was Sie abhandeln, teilen wir!“

~ ~ Druckfehler. ~ ~

— Der Schneider Zwirn hatte sich, um jeden Morgen zeitig um 5 Uhr aufzustehen, eine Weckeruhr angeschafft.

~ ~ Missverstanden. ~ ~

Erster Leutnant: „Ein wunderhübsches vis-à-vis die Dame drüben.“

Zweiter: „Hat sie allerdings!“

~ ~ Arroganz. ~ ~

Junger Ehemann: „So, nun lasse doch endlich das Schmollen und sei mir wieder gut!“

Gattin: „Wieder? Was fällt Dir denn ein? Wer sagt Dir denn überhaupt, daß ich Dir schon jemals gut gewesen bin!“

~ ~ Ein kleiner Schlauberger. ~ ~

Behnjähriger Junge: „For'n Sechser Chloroform möcht ich.“

Apotheker: „Wie? Was willst Du denn damit machen?“

Junge: „Ich wissen Se, Herr Apotheker, ich habe nemlich so'ne schlechte Censur jetriegt, um mi sezt et jedenfalls Reile; da wollte ich mir vorher chloroformieren!“

~ ~ Gerechte Entrüstung. ~ ~

Chef (zum Hausknecht): „Was war das für ein W mm, den Sie soeben hinausgeschmissen haben?“

Hausknecht: „Rein Schneider!“

Chef (wütend): „Dho, ich verbitte mir solch Privatgeschäfte . . . Sie haben genug zu tun, wenn Sie meine Gläubiger hinausjchmeißen!“

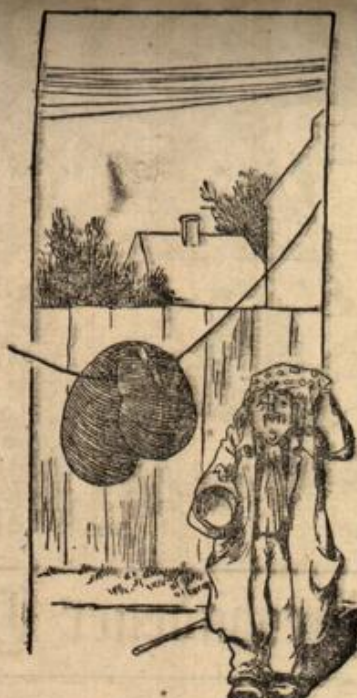
2.



Modell (nach einer halben Stunde): „Na, wat sagen Se nu, Herr Professor?“



Händler: „Puh! Ist das eine Säge! Da werde ich mich erst etwas verschauen.“



„Ah! Die Strippe ist ja wie gemacht, daß ich mein Bündel darauf hängen kann.“



Telephonarbeiter: „Jetzt noch der letzte Draht. — Heiß auf!“

Eculant.

Klient: „Was habe ich für die Konsultation zu zahlen.“

Rechtsanwalt: „3 Mark.“

Klient: „Für die kleine Frage? Und ich habe eine Stunde warten müssen.“

Rechtsanwalt: „Nun sehen Sie, dafür rechne ich nicht einmal etwas.“

Konsequent.

Sprachlehrer (zu einem jungen Ausländer): „Sie tun besser, statt ‚Kammer‘ den Ausdruck ‚Schlafstube‘ zu gebrauchen.“

Ausländer: „Da sein ich also gestern Abend gewesen in der Schlafstubennuß!“

Sehr fatal.



„Jetzt, wo meine Gnädige ins Bad geht, muß mein Franz zur Waffenübung.“

Ein lieber Mensch.

Richter: „Wie konnten Sie nur so mörderlich auf den armen Kerl da einschlagen! Haben Sie denn gar kein Gefühl?“

Angeklagter: „Gewiß doch, Herr Richter. Aber ich hab' ja doch die Prügel jarnich jefriegt!“

Ein Held.

Arzt (einen seiner Patienten abends in der Kneipe treffend): „Sie gehen kneipen, wer hat Ihnen denn das erlaubt?“

— „Meine Frau!“

Auch ein Kunstliebhaber.

Malers: „Gente hätte ich mein neues Bild an einen kunstliebenden Friseur verkaufen können!“

Freund: „Warum hast Du es nicht getan?“

Malers: „Gm, er hatte leider kein bares Geld . . . aber er wollte mich zwanzig Jahre lang dafür rufieren!“

Entgegenkommend.

Lehrer: „Also nun buchstabiere doch mal „Guh“, „Griechen.“
Fritzchen: „G—u—n, Hun!“
Lehrer: „Aber Junge, Du bist doch gar zu dumm.
Dann buchstabiere wenigstens jetzt mal „Kückelchen!““

Unter Kollegen.

Erster Schriftsteller: „Lange nicht gesehen. Du siehst elend aus. Bist Du krank gewesen?“
Zweiter: „Leider ja. Gehirnentzündung.“
Erster: „Daß Du doch niemals das Renommieren lassen kannst!“

Viel verlangt.

Chef des Hauses: „Haben Sie die beiden Briefe geschrieben, von denen wir heute früh sprachen?“
Buchhalter: „Nein, ich habe meine Dispositionen geändert.“
Chef: „So? Ich will Ihnen mal was sagen: Wenn Sie mal wieder Ihre Dispositionen ändern, dann sagen Sie's mir gefälligst vorher!“

Ausweg.

A.: „Was sehe ich? Sie rauchen ja zwei Cigarren auf einmal?“
B.: „Ach, wissen Sie, in diesem faulen Nest sind nicht einmal Cigarren zu 25 Pf. aufzutreiben; da rauche ich eben zwei à 12½ Pf.“

Nach so.

Student Süßel hat die Angewohnheit, beim Betreten des Hörsaales sich in das eine Ohr etwas Watte zu stecken.
Sein Kollege Pumpmeier fragt ihn mal nach der Ursache dieser Manipulation. „Jh.“ antwortete Süßel, „das geschieht mir, um zu verhindern, daß das, was ich mit dem einen Ohre höre, gleich zum anderen hinausgeht.“

Eigentümliche Auffassung.

— „Der Luftschiffer dort oben muß doch mindestens verrückt sein, so sein Leben zu riskieren.“
— „Verrückt? Was fällt Ihnen ein? Der Mann ist sogar ein Genie in seinem Fache.“
— „Ach was, Genie? Wenn er ein Genie wäre, so würde er doch — runterkommen!“

Naturkunde schwach.

— „Entsetzlich, diese vielen Mücken! Man wird ganz zu Schanden gepiekt.“
— „Ach, det is doch jarnischt. Aber in Afrika, wo mein Sohn bei die Schutztruppe steht, da soll et noch viel schlimmere Viester jeben, die kleinen Estimos — —“
— „Was? Sie meinen wohl Mosquitos?“ —
— „Na ja, so ähnlich heeßen sel!“

Aus der Orchesterprobe.

Hornbläser: „Aber, Herr Kapellmeister, der Ausdruck „Esel“ gehört doch wohl nicht zum guten Ton.“
Kapellmeister: „Nein — aber Ihr „Ton“ war auch eben nicht „gut.““

Allzu beschelden.

Gerichtspräsident: „Nun, Schulze, Sie haben sich, wie ich höre, während meiner Abwesenheit vor drei Jahren verheiratet. Sind denn auch schon Kinderchen da?“
Kanzleischreiber: „O nein, Herr Präsident. Wo denken Sie hin, bei meiner untergeordneten Stellung! Dazu ist unsere Dienstwohnung auch viel zu klein!“

Die verhängnisvolle Hutschnur.

1.



2.



3.



Rekrutenlogik.

Unteroffizier: „Also Kuliade, denken Sie sich, Sie stehen vor dem Feinde. Der Feind stellt sich hinter einen Baum, legt an und will auf Sie schießen. Was würden Sie da tun?“
Kuliade: „Denn stell' ich mir ooch hinter'n Baum!“
Unteroffizier: „Ja, wenn nun aber kein Baum da ist?“
Kuliade: „Denn kann sich der Feind ja ooch nich hintern Boom stellen un uff mir schießen!“

Prosaisch.

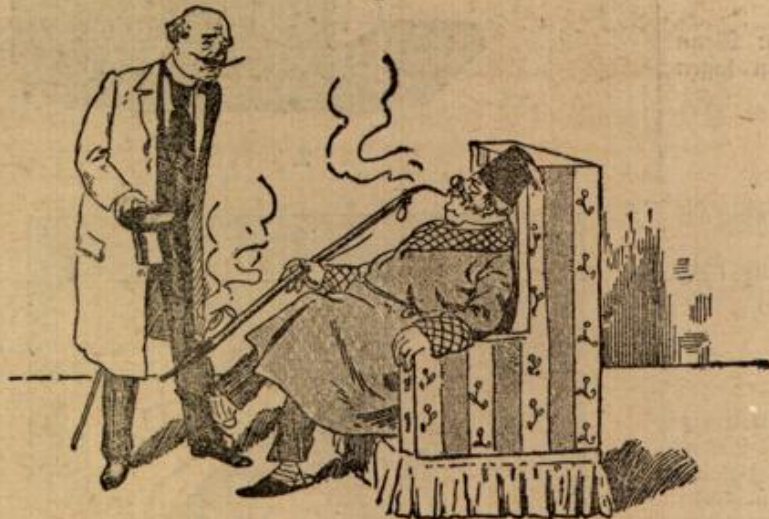
Kunstfreund: „Siehe Frau, ich erstand gestern auf einer Kunstauktion eine Landschaft für 3000 Mark, es ist ein sehr wertvolles Stück aus dem Nachlaß des berühmten Malers C. Man wird sie heute zu uns herschicken, bitte nimm das Bild indessen in Verwahrung.“

Frau: „Mein Gott, da muß ja wieder ein Nagel in die neutaapezierte Wand geschlagen werden!“

Schwacher Trost.

- „Denken Sie sich, gestern habe ich schon wieder von einer Dame, um deren Hand ich anhielt, einen Korb bekommen!“
- „Um! War sie denn wenigstens hübsch und reich?“
- „Allerdings, aber das macht mir die Sache nur noch schmerzlicher!“
- „Das wohl! Aber die Blamage ist dann doch nicht so groß!“

Der schlaue Pantoffelheld.



Junggeselle: „Armer Freund, und so erlaubt Dir Deine Frau nicht ein einziges Wirtshaus zu besuchen?“

Verheirateter Freund: „Nun das entbehre ich eigentlich nicht — ich befinde mich ganz wohl daheim“



in meinem Sorgenstuhl!“

Kluge Beschwichtigung.

Schneiderin (seufzend): „Ehe ich diese Lohengrinrüstung aus den Fittern zusammengeknäht habe, können Wochen vergehen!“

Prinzipalin: „Meine Gute, welches junge Mädchen denkt wohl mit Unbehagen an — Fittertwochen?“

Boshaft.



- „Sie verreisen auch?“
- „Ja, heute Abend!“
- „Mit welcher Straßenbahn?“

Durch die Blume.

Die bekannte alte Dame: „Haben Sie nicht was für mich zu lesen, Herr Schwiegersohn?“

Schwiegersohn: „Gern, liebe Mama. Vielleicht etwas Reise-Lektüre gefällig.“

Glückliche Naivetät.

Onkel aus der Provinz: „Junge, es geht Dir wohl schlecht? Bist Du in Schwulstigkeiten?“

Neffe (Börsemensch): „Allerdings Onkel. Etwas stark Laurahütte pouffiert. Hat viel Geld gekostet.“

Onkel: „Wie kannst Du Dich aber auch mit solchem Frauenzimmer einlassen!“

Was ist besser?

— „Ich war in diesem Sommer auf dem Balkan, köstlich sage ich Ihnen! Hat zwar viel Geld gekostet. — Wo waren Sie denn?“

— „Nif'n Balkon!“

Gut gemeinter Vorschlag.

Kahlköpfiger Herr (in einem Friseurladen): „Bitte, Haare schneiden!“

Friseur (wohlmeinend): „Das würde ich Ihnen garnicht empfehlen. Soll ich Ihnen statt dessen nicht lieber eine Perücke machen?“

Sein Schmerz.

— Der Handelsmann Cohn fährt auf der Eisenbahn. Es erfolgt eine Zugentgleisung, und Cohn gebärdet sich wie ein Rasender. Einer der Mitreisenden sucht ihn zu beruhigen, indem er ihm bemerkt, daß keine Ursache zur Furcht vorliegt, und fragt ihn schließlich: „Fürchten Sie sich denn so vor dem Tode?“

Cohn: „Fürchten tu ich mir nicht vor dem Tod, aber ärgern tät ich mir, wenn ich hier sterben sollte, — denn ich hab' das Retourbillet schon bezahlt.“